



Dienstag, 26. März

«Paps, bist du noch da?»

«Ja.» Herr Minder seufzte müde. Am liebsten hätte er den Kopf auf den Küchentisch gelegt und die Augen geschlossen. Das Gespräch mit Lis erschöpfte ihn unendlich.

«Und, was sagst du dazu?», wollte seine Tochter wissen.

Als er nicht sofort antwortete, fragte sie mit wachsender Ungeduld: «Wäre doch eine Idee, oder?»

«Meinst du das Betagtenzentrum Laupen?»

Lis, Minders einziges Kind, lebte mit ihrer Familie in den USA. Hin und wieder, wenn sie es für nötig hielt, schaltete sie sich jedoch wie eine höhere Macht in Minders Leben ein.

Aufgebracht protestierte sie jetzt. «Nein, Paps. Betagtenzentrum habe ich nie gesagt. Ich denke an eine Seniorenwohnung in einer hübschen Umgebung, vielleicht in Stadtnähe, Bushaltestelle vor dem Haus, Lift, Restaurant, Putzservice, Wäscherei etc.» An der Geläufigkeit, mit der Lis alles aufzählte, erkannte Minder, dass sie sich auf das Gespräch vorbereitet hatte. «Dort kämst du unter die Leute», fuhr sie fort. «Du hättest einen Notfallknopf und medizinisches Personal wäre auch vor Ort.»

«Lis, ich brauche keinen Not-»

«Oh, doch. Denk an dein Herz.»

Lis hatte Recht. Sein Herz war das Problem. Denn dieses hing an seiner Wohnung am Bärenplatz 19 in Laupen. Kein Wunder, denn diese vier Zimmer mit Küche und Bad im obersten Stock des alten Stedtlhauses waren seit fast fünfzig Jahren sein Daheim. Hier hatten Erna und er damals voller – allerdings bescheidener – Hoffnungen ihren Hausstand gegründet, hier war Lis aufgewachsen und hier war vor zehn Jahren seine Frau gestorben. Nur der vertrauten Umgebung und seiner Routine, die sich in ebendieser Umgebung geformt hatte, war zu verdanken, dass er an diesem Tiefpunkt nicht aufgegeben hatte. Ihm diesen Rückzugsort zu nehmen, war ungefähr das Gleiche, wie eine Weinbergschnecke aus ihrem Haus zu vertreiben.

Als er nichts erwiderte, fuhr seine Tochter fort: «Und du hättest Zeit für deine Hobbys, könntest den ganzen Tag Krimis lesen, Kaffee trinken, ein Schwätzchen halten, spazieren gehen, dich verwöhnen lassen.»

Für andere mochte das alles paradiesisch klingen. Für ihn hingegen war Zeitmangel schon lange kein Problem mehr. Und auf die Gesellschaft x-beliebiger Leute war er erst recht nicht scharf. Waschen und Kochen hatte er bisher ganz gut allein bewältigt. Krimis konnte er überall lesen und Kaffee

trinken auch. Was Lis im Grunde meinte, war: «Ich möchte dich an einem Ort wissen, wo immer jemand an meiner Stelle ein Auge auf dich haben kann.» Da Lis genau wie ihre Mutter eine praktisch denkende Frau war, brauchte er gar nicht erst mit ihr darüber zu diskutieren, dass es für ihn so gut wie ausgeschlossen war, von Laupen wegzuziehen. Sie würde das als Sentimentalität abtun, die alles unnötig verkomplizierte. Deshalb sagte er, man müsse sich eine solche Entscheidung gut überlegen, und ausserdem müsste natürlich Prinz, sein Appenzeller Hund, mitkommen dürfen.

Lis sagte eine Weile nichts, dann atmete sie hörbar resigniert aus: «Ja, ich weiss – Prinz. Aber du machst es mir nicht gerade einfach, Paps. Zu uns willst du ja auch nicht kommen.»

Darauf brauchte Minder nichts mehr zu sagen. Dieses Thema hatten sie längst durchgekaut. Als er das Telefon kurz danach auf den Küchentisch legte, fühlte er sich zwar um Jahre gealtert, aber sein Problem blieb weiterhin ungelöst.

Und dieses war gross, unangenehm konkret und beängstigend drängelnd. Bis Ende Monat, das hiess spätestens nächsten Sonntag, also in fünf Tagen, musste er für vier Monate aus seinem Refugium am Bärenplatz 19 ausziehen. Denn das Haus war letzten Herbst überraschend verkauft worden und der neue Eigentümer wollte die Liegenschaft komplett renovieren und modernisieren. Der Mietzins würde danach ziemlich genau auf das Doppelte steigen, was Minder jedoch nicht abzuschrecken vermochte. Solange er es sich irgendwie leisten konnte, wollte er sein Dasein am Bärenplatz 19 verbringen.

Frau Müller aus dem zweiten Stock, nebst Minder seit Jahren die einzige Mieterin im Haus und eine Nervensäge, hatte vor einem Monat in Zürich, in der Nähe ihres Sohnes Schorsch, ein Apartment bezogen. Schorsch war frisch geschieden und deshalb froh, die haushälterischen Dienste seiner Mutter wieder in Anspruch nehmen zu können. Vor ihrer Abreise hatte Frau Müller herumerzählt, es sei nicht ausgeschlossen, dass sie für immer in Zürich bleibe. Niemand hätte sich mehr darüber gefreut als Minder ...

Ihm hatte man Ersatzwohnungen in Hochhäusern in Ittigen und Hinterkappelen angeboten. Schon allein beim Gedanken daran, Laupen für mehrere Monate zu verlassen, bekam er einen trockenen Mund und schweissige Hände. Deshalb hatte er auf das Angebot verzichtet und die ganze Sache erst einmal auf die lange Bank geschoben. Insgeheim hatte er bis zuletzt gehofft, die Renovation würde sich wunderbarerweise in Luft auflösen, sie könnte zum Beispiel an der Finanzierung oder an einer Bewilligung scheitern oder –

«– der neue Eigentümer könnte vom Blitz getroffen werden», hatte Kari

gespöttelt, als Minder ihm erklärte, warum er es mit dem Ausziehen nicht überstürzen wolle. Kari hatte ihm nämlich schon vor Monaten treuherzig Asyl in seinem Häuschen im Moosgärtenquartier auf der anderen Seite der Sense angeboten. Minder hatte Kari Burger vor Jahren auf dem Friedhof kennengelernt, wo ihre verstorbenen Frauen Nachbarinnen waren. Mittlerweile hatten die beiden Männer sich angefreundet. Kari war zwar zehn Jahre älter als Minder. Das Alter spiele aber überhaupt keine Rolle, behauptete Kari gerne. Nichts anderes sei im gleichen Mass eine Frage der Perspektive wie das Alter. Er fühle sich mit seinen 85 Jahren keinen Tag älter als 32. Natürlich nur, wenn er nicht gerade in einen Spiegel schaue und den Tablettenberg auf dem Küchentisch ausblende. 85 sei jung, wenn man an das Leben nach dem Tod denke, das ewig dauere und ihnen schlimmstenfalls noch bevorstehe. Nach diesem Hinweis folgte jedes Mal ein tiefer Seufzer. Einmal hatte Kari sogar gemeint, er überlege sich, einer Religion beizutreten, die «solchen Schabernack nicht im Programm» habe. Minder hatte zum Leben nach dem Tod genau wie Kari ein zwiespältiges Verhältnis, allerdings noch mehr zu jenem davor.

«Also bei mir hätte es genügend Platz», hatte Kari vor gut zwei Monaten gemeint und dazu seine Pfeife gestopft. «Im oberen Stock. Du kennst es ja schon. Gemütlich. Ein wenig aufräumen vielleicht, aber sonst – sehr gemütlich.»

Minder kannte diesen oberen Stock. Leider. Um nämlich auf die Laube zu gelangen, wo Kari und er sich im Sommer mit Blick aufs Schloss gerne ein Gläschen oder zwei von Karis Selbstgebranntem genehmigten, musste man durch eben diesen oberen Stock. Es war eine Rumpelkammer, vollgestellt mit dunkeln, schweren Möbeln von Karis Schwiegermutter und stapelweise Kisten. Ein idealer Lebensraum für Spinnen, die es, den Spinnweben nach zu urteilen, dort tatsächlich sehr gemütlich fanden.

Doch das war nicht der eigentliche Grund, weshalb Minder Karis Angebot nicht auf der Stelle annahm. Er mochte Kari, fürchtete aber dessen oft distanzlose Art, die sich nur schlecht mit seinen eigenen Rückzugstendenzen vertrug. Daher hatte Minder weder zu- noch abgesagt, sondern Kari auf später vertröstet.

Jetzt sass er nach dem Telefonat mit Lis noch am Küchentisch, als jemand an der Tür klingelte – zum vierten Mal an diesem Tag. Prinz bellte kurz, bemühte sich diesmal aber nicht einmal mehr vom Sofa herunter. Er schien zu wittern, dass wieder dieselben zwei Typen vor der Türe standen; der eine in Lederblouson und Jeans, der andere in einem Overall. Als Minder öffnete, unterhielten sie sich und schauten auf Pläne, die der eine in

der Hand hielt. Minder trat wortlos zur Seite, und, als wäre er gar nicht da, gingen sie an ihm vorüber Richtung Badezimmer. Das entschuldigende Lächeln, mit dem derjenige im Overall Minder die ersten zwei Male noch bedacht hatte, war inzwischen verschwunden. Minder war ihnen im Weg, strapazierte mit seinem sturen Verbleib in der Wohnung den straffen Zeitplan. Denn anscheinend musste jeder Winkel in diesem Haus mehrmals unter verschiedenen Gesichtspunkten vermessen, untersucht oder sonst in Augenschein genommen werden.

Als sie fünf Minuten später gegangen waren, hatte Minder einen Entschluss gefasst. Manchmal musste man halt über seinen Schatten springen, und Kari war doch im Grund ein netter Kerl – freundlich, gutmeinend, das Herz auf dem rechten Fleck. Und sein Selbstgebrannter war auch nicht zu verachten. Prinz verstand sich ausserdem bestens mit Karis Kater Tiger, so dass Kari gerne bereit war, auch Prinz aufzunehmen. Also rief Herr Minder Kari an und teilte ihm mit, er würde gerne auf das überaus grosszügige Angebot zurückkommen, das er ihm letztthin netterweise gemacht habe.

«Letzthin?», wiederholte Kari erstaunt. «Du meinst wohl, vor zwei Monaten. Mindestens.»

«Kann sein», gab Minder kleinlaut zu.

«Hast du denn noch immer nichts gefunden?», fragte Kari besorgt.

«Ehm, nein. Es ist schwierig, weisst du. Mit Hund und so.»

Nach einer kurzen Pause brummte Kari vorwurfsvoll ins Telefon: «Wieso, um Himmelswillen, sagst du das erst jetzt? Montag musst du doch raus sein!»

Herr Minder wollte Kari nicht anlügen, ihn aber auch nicht mit der Wahrheit vor den Kopf stossen. Daher sagte er vage: «Wie es halt so geht. Man hat schliesslich noch anderes zu tun.»

«Du bist gut», sagte Kari missbilligend. Eine kurze Pause und ein Klicken von Karis Feuerzeug folgte. Er brachte offenbar seine Pfeife wieder in Gang, die im Eifer ausgegangen war. «Nach all der Zeit kommst du auf einmal daher wie die alte Fasnacht und denkst →» Es blieb offen, was Minder Karis Meinung nach dachte, denn Kari fuhr auf einem anderen Gleis weiter: «Es geht nicht, Ernst. Wirklich.»

«Nicht?»

Wieder ein Klicken. Die Pfeife zwischen den Zähnen nuschte Kari: «Helga.»

«Helga?», wiederholte Minder. Helga war Karis jüngste Tochter, eine tatkräftige, umtriebige Frau. Einerseits machte sie Kari ohne weiteres wegen einer Kleinigkeit zur Schnecke. Andererseits wachte sie wie Cerberus

über Karis Wohlergehen, wobei sie nicht einmal ihm zutraute, zu wissen, was das Beste für ihn war. Ein böser Verdacht stieg nun in Minder auf. Er wusste, dass Helga nicht viel von ihm, Minder, hielt. Im Unterschied zu Kari machte sie ihn für alles verantwortlich, was ihrem Vater im Laufe gemeinsamer Unternehmungen je Ungutes zugestossen war. Und jetzt hatte sie Kari vermutlich verboten, Minder in seinem Haus aufzunehmen!

«Ja-a, Helga», sagte Kari zögerlich. «Es ist eine dumme Sache. Ich hätte dir wirklich gern geholfen. Du weisst es. Ich habe es dir mehrmals angeboten.» Er atmete geräuschvoll ins Telefon. «Aber item. Jetzt geht es nicht mehr, weil Helga → Wieder zögerte er. Dann gab er sich einen Ruck und beendete den Satz. «Weil Helga ihren Mann rausgeworfen hat. Und Manfred wohnt jetzt halt vorübergehend bei mir. So, jetzt weisst du es.»

«Aber wieso hat sie ihn rausgeworfen?», wollte Minder wissen.

Er konnte förmlich hören, wie Kari den Kopf über seine Tochter schüttelte, als er sagte: «Sie erträgt ihn angeblich nicht mehr. Stellt vermutlich seine Zahnbürste verkehrt in das Glas oder pinkelt im Stehen.» Es folgte ein Schnauben. «Wir hatten weiss Gott auch nicht immer den Himmel auf Erden, Vroni und ich. Aber da hat man sich ein bisschen zusammengenommen und es ist trotzdem immer gegangen. Man sollte meinen, nach fast vierzig Jahren habe man sich langsam an die Mödeli des anderen gewöhnt. Was will sie eigentlich? Auf den Traumprinzen warten?» Er lachte bitter. «Mit 58? Manfred ist ein anständiger Typ. Ruhig. Bescheiden. Macht den Garten ordentlich und schaut gut zu den Schafen.» Kari hatte vor ein paar Jahren seine fünf Schafe dem Schwiegersohn anvertraut, der in der Laupenau wohnte, einer Handvoll Holzhäuser, idyllisch im Grünen am Saaneufer gelegen, auf der Ebene zwischen Laupen und Gümmenen. Dass Kari Manfred rühmte, war neu. Bisher hatte Kari kaum ein gutes Haar an Manfreds Schafhaltung gelassen. Dass er nun so ausdrücklich Partei für seinen Schwiegersohn ergriff, zeigte nur, wie wenig er im Moment von seiner Tochter hielt. Minder war sich anderes gewohnt. Für seinen Geschmack zitierte Kari Helga viel zu oft, Helga, die mal dies und mal das behauptet hatte, wobei Kari stets so klang, als handle es sich dabei um eine allgemeingültige Wahrheit und nicht nur um Helgas höchst private Meinung. Zum Beispiel die Verlegung des Bahnhofs: Helga fand diese absolut Quatsch, reine Geldverschwendung. Es war in ihren Augen – im Widerspruch zur amtlichen Verlautbarung – keineswegs zukunftsgerichtet, den Bahnhof und damit den öffentlichen Verkehr aus dem Zentrum zu entfernen, um dem motorisierten Individualverkehr – sprich der Flut der Autopendler aus den wachsenden Überbauungen von diesseits und jenseits der Sense – noch mehr Raum zu geben. Es sei in der heutigen Zeit ein

komplett verkehrtes Signal. «Ein Bahnhof gehört ins Zentrum», lautete ihre Überzeugung. Kari hatte Helgas Sicht sofort übernommen: Der ÖV gehörte in die Mitte. Seit er seinen Fahrausweis – nicht zuletzt unter Helgas Druck – abgegeben hatte, waren seine politischen Ansichten ohnehin deutlich grüner geworden. Dass es zuletzt eine Volksabstimmung gewesen war, die die Bahnhofverlegung mit grosser Mehrheit besiegelt hatte, spielte weder für Helga noch für Kari eine Rolle.

«Oder, Ernst?», fragte Kari, «bei dir und Erna hing bestimmt auch hin und wieder der Haussegen ein wenig schief, das ist doch nur normal, Gopfriedstutz. Gerade in den Wechseljahren sind die Frauen ein bisschen –» Er fand das richtige Wort nicht, fuhr aber trotzdem unbeirrt fort: «Item. Die Kinder sind raus. Der Alltag ist halt, ja, Alltag. Normal. Die Zipperlein kommen und bleiben. Leute sterben. Aber es geht trotzdem irgendwie weiter. Muss ja. Man gibt halt nach, hält durch. Habe ich recht?»

Herr Minder, der merkte, dass Kari mit Widerrede oder auch nur einer Relativierung im Moment überfordert wäre, brummte zustimmend.

«Item», kam es aus dem Hörer, «für zwei Obdachlose auf einmal ist bei mir zu wenig Platz.» Er lachte. «Aber bestimmt kannst du noch in einen der Blöcke in Hinterkappelen oder Ittigen ziehen. Luftveränderung hat noch nie geschadet. Du wirst sehen. Vielleicht gefällt es dir dort sogar so gut, dass du bleibst. Wer weiss?»

Herr Minder bezweifelte das mit gutem Grund. Die Frist für einen Umzug in eines der besagten Hochhäuser war nämlich längst abgelaufen. Ausserdem konnte Luftveränderung durchaus schaden. Er dachte an Erna, die kurz nach ihrer Amerikareise an einem Hirnschlag gestorben war. Überdies hatte alles ausserhalb von Laupen bei ihm von vorneherein schlechte Karten. Aber das musste Kari nicht unbedingt wissen. Daher sagte er bemüht zuversichtlich: «Stimmt! Wer weiss.»

Nach diesem ernüchternden Gespräch ärgerte Minder sich zuerst einen Kaffee lang über Helga. Das war wieder einmal typisch! Perfektes Timing, dachte er, während das heisse Wasser aus dem Kocher zischend das Pulver zum Schäumen brachte. Hatte diese Frau geahnt, dass Kari ihn bei sich aufnehmen würde? Es war ihr zuzutrauen, sinnierte Minder weiter und goss Milch in den Kaffee. Nein, korrigierte er sich, nicht geahnt – gewusst hatte sie es! Natürlich! Kräftiger als nötig schletzte er die Kühlschrantüre zu. Kari konnte doch den Mund nie halten! Manfred war aber auch erbärmlich. Nichts Originelleres war ihm eingefallen, als unter die Fittiche des Schwiegervaters zu schlüpfen. Nachdenklich nahm er einen Schluck Kaffee. Hatte Helga Manfred am Ende gar nicht rausgeworfen, sondern,

ganz im Gegenteil, zu ihrem Vater abkommandiert? Denn eines wusste er aus eigener Erfahrung: Töchtern war alles zuzutrauen, wenn es darum ging, für ihre Väter das vermeintlich Beste zu tun ...

Als Minder seine Tasse in die Spüle stellte, wo das Geschirr der letzten Tage sich bereits stapelte, musste er einsehen, dass er so nicht weiterkam. Er ging die Optionen durch, die ihm noch blieben, bevor ihm definitiv ein Ferienbett im Altersheim drohte, wobei man ihn dort wohl nicht einmal nehmen würde, schon gar nicht mit Prinz. Die Liste war kurz, falls eine Aufzählung, die aus nur einer einzigen Zeile bestand, überhaupt als Liste bezeichnet werden konnte.

Widerwillig drückte er die Kurzwahl von Dr. Elmar Wegener am Rudolf von Erlach-Weg – seine allerletzte Möglichkeit, mit Hund kurzfristig irgendwo in Laupen unterzukommen. Wegener, in Minders Alter, eingebürgerter Deutscher und bis zu seiner Pensionierung Lehrer am Gymnasium Neufeld, war wie Minder verwitwet und neben Kari wohl der einzige Mensch, den Minder einen Freund genannt hätte. Er liebte wie Minder Krimis, kam etwas grossspurig daher, was wunderbar gegen seine geringe Körpergrösse kontrastierte. Ausserdem war Wegener sehr hilfsbereit, zehnmal gesprächiger als Minder und ein leidenschaftlicher Weintrinker. Er wohnte in einer grossen Villa, die er bis zu ihrer Rückkehr für seine Tochter Luise und deren Familie hütete. Wenn Minder sich richtig erinnerte, hatte die junge Familie schon vor knapp einem Jahr zurückkommen wollen. Aber dann war das Forschungsprojekt, an dem Luise und ihr Mann irgendwo in Übersee arbeiteten, verlängert worden. Etwas mit Nanotechnologie.

Während Wegener hochofren war von Minder zu hören, fragte dieser sich, was Erna, seine verstorbene Frau, wohl von seiner Zwangslage gehalten hätte, in die er aufgrund widriger Umstände geraten war. Die Antwort konnte er sich denken. Erna hatte vieles verkörpert, das er bewundert hatte, aber vor allem war sie eine Frau gewesen, die wegen einer Lappalie wie widriger Umstände die Zügel über ihr Leben nicht so-mir-nichts-dir-nichts aus der Hand gegeben hätte. Minder dagegen schickte sich seufzend in das Unvermeidliche und das Verhängnis nahm seinen Lauf ...



Sonntag, 31. März

Als Herr Minder seinen alten, roten Peugeot-Kombi abends kurz nach sieben über den Rudolf von Erlach-Weg lenkte, glaubte er die Augen sämtlicher Anwohner auf sich gerichtet. Bestimmt wollten alle wissen, wer der Neue in Wegeners Wohngemeinschaft war. Minder, der vor lauter Verlegenheit nicht wagte, den Blick umherschweifen zu lassen, meinte aus den Augenwinkeln heraus zu sehen, wie Vorhänge sich bewegten ...

Sein Ziel war eine Villa, die von einem parkähnlichen Garten und einer Hecke umgeben war. Minder hielt auf dem Vorplatz gegenüber der Doppelgarage an. Als erstes fiel sein Blick auf einen weissen VW-Bus mit Rostbuckeln an den Seiten und Vorhängen an den Fenstern – eindeutig ein Fremdkörper, ein Bibeli im sonst makellosen Teint dieses gepflegten Anwesens. Minder erwog, Gas zu geben und einfach wieder wegzufahren. Doch in diesem Moment trat ein kleiner Mann mit tüchtig Bauch und einer Glatze aus der Haustüre und kam mit ausgebreiteten Armen und einem kameradschaftlichen Grinsen auf ihn zu – Wegener. Die Bise rüttelte an den Hosenbeinen und dem farbenprächtigen Hawaiihemd, das Wegener lässig über der Hose trug. Es reichte fast bis zu den Knien. Über die Schultern hatte er sich einen handgestrickten Pullover aus grober Bio-Wolle gelegt. Die Füsse steckten in Birkenstöcken. Die ganze Erscheinung ein Statement. Sie schrie geradezu: «Schaut, wie locker ich bin, wie alternativ, wie aufgeschlossen, wie unbüuzlig.» Herr Minder kannte Wegener auch anders.

«Mensch, Minder!», rief Wegener seinem Freund herzlich zu. Herr Minder stieg aus. Bevor er es verhindern konnte, umarmte Wegener ihn schon überschwänglich. «Minder, du kommst gerade recht zum Welcome-Dinner. Gisela ist schon stundenlang am Brutzeln und Fluchen. Ich habe nicht einmal gewagt, ein Bier aus dem Kühlschrank zu holen.»

In diesem Moment radelte eine kleine, schlanke Gestalt mit militärisch kurzen Haaren auf Wegeners altmodischem Herrenvelo zum Haus. Winselnd bremste das Rad neben der Haustüre und das Persönchen stieg, das Bein mühelos über den Sattel schwingend, behände von seinem Gefährt. Aus der Distanz hätte Herr Minder gewettet, dass es sich bei der Person in ihrem bordeauxroten University-von-irgendwo-Kapuzenpulli und den verwaschenen Schlapperjeans um einen Schulbub handeln musste, wenn nicht die Zigarette gewesen wäre, die dem Persönchen im Mundwinkel hing.

Wegener rief: «Hallo Margot! Geht's?»

Margot blickte kurz zu ihnen herüber, schnippte die Zigarette ins Blumenbeet neben der Eingangstür, stiess den Rauch aus und sagte etwas, das Minder jedoch nicht verstand. Aber er erkannte, dass es kein Bub, sondern

eine ältere Frau war – offenbar eine von Wegeners «Haremsdamen». Er hatte sich eine solche allerdings komplett anders vorgestellt. Die hier kam ihm eher vor wie eine Mischung aus einer rumänischen Ex-Spizenturnerin und Rumpelstilzchen. Als sie ihnen ein «Bis später!» zurief, war Minder überrascht, dass sie berndeutsch sprach.

Pietätvoll leise erklärte Wegener, dass Margot gerade aus Bern komme, wo sie ihre Schwester besucht habe, die im Spital liege. Er habe ihr sein Fahrrad zur Verfügung gestellt, um zum Bahnhof zu fahren. Dann senkte er die Stimme noch weiter: «Ich weiss zwar nicht, was die Schwester hat – die Margot macht ein richtiges Geheimnis daraus – aber es muss etwas Ernstes sein.» Margot hänge sehr an ihrer einzigen Schwester. Seit sie hier sei, also seit Anfang Januar, sei Margot jeden Tag zu ihr gefahren. «Sie fährt morgens weg und kommt erst abends zurück. Kannst du dir das vorstellen, Minder?»

Dass Wegener auch nach vielen Jahren in der Schweiz noch lupenreines Hochdeutsch sprach, war für Minder kein Problem. Dagegen konnte er sich mit dessen seltsamer Kombination aus Duzen und trotzdem konsequent beim Nachnamen bleiben nicht recht anfreunden. Er ging zum Heck des Wagens, um Prinz herauszulassen. Dem Hund war anzusehen, wie froh er darüber war. Dabei hatte die Fahrt vom Bärenplatz bis zu Wegeners Villa keine fünf Minuten gedauert. Zu Minders Gepäck gehörten auch ein paar Decken, von denen er eine alibimässig neben sein Bett legen würde, damit es für Uneingeweihte aussähe, als wäre sie das Nachtlager des Hundes. Dabei war Minder schon jetzt klar, dass Prinz alles daran setzen würde, wie zuhause auf dem Bett zu schlafen.

Der Appenzeller sprang aus dem Wagen und begrüusste hechelnd Wegener, der sich zu ihm hinunterbeugte und ihn tätschelte.

«So», sagte Wegener dann, «nun kommt doch endlich rein, ihr beiden.» Er rieb sich die nackten Arme. «Ist ja eine Scheisskälte hier draussen.» Dann half er Minder mit dem Gepäck.

Im Haus empfing sie ein Duft nach Gebratenem und Gebackenen. Minders Laune sank noch tiefer in den Keller. Ihm graute vor dem Welcome-Dinner. Mit wildfremden Leuten an einem Tisch sitzen und Smalltalk machen war für ihn schlimmer, als sich splitternackt in eine Brennesselstaude zu setzen. Doch er hatte keine Wahl. Die ganze WG war nichts für ihn. Das hatte er schon gedacht, als er letzten Herbst darüber gelesen hatte.

Wegener hatte nämlich in der Gemeindepublikation «Loupe-Zytig» sein Wohngemeinschafts-Projekt vorgestellt und weitere Bewohnerinnen und Bewohner gesucht, wobei lieber Bewohnerinnen als Bewohner, das war klar zum Ausdruck gekommen. Natürlich hatte sich niemand gemeldet und Wegener war einziger WG-Bewohner geblieben. Um seiner WG etwas Auftrieb

zu verleihen, war er daraufhin an Medien mit grösserer Reichweite gelangt. Unter dem Titel «Senioren-WG in Laupen eröffnet» war Ende November im «Sensetaler», einer regionalen Monatszeitung, tatsächlich ein Artikel erschienen. Damals hatte die WG immerhin schon zwei Bewohner gehabt: Elmar Wegener und Paul Jecker. Die Zeitung widmete dem Projekt eine ganze Seite mit einem Bild der beiden Männer. Da dieser Artikel in erster Linie der Gewinnung weiterer WG-Bewohnerinnen und -Bewohner diene, war auch Persönliches über die beiden Herren zu erfahren, wie etwa das Alter (Wegener: 74/Jecker: 81), der Zivilstand (Wegener: verwitwet, offen für Neues/Jecker: ledig, aber treu) und ihre Hobbys (Wegener: «Wer braucht denn Hobbys, wenn er ein Leben hat?»/Jecker: Mitglied des Berner Zirkels für Ur- und Frühgeschichte, «würde gerne einmal einen grossartigen archäologischen Fund machen»). Der Beruf wurde bewusst nicht genannt, weil die WG nur Ruheständler aufnahm. Für sie stehe der Mensch an sich im Zentrum, hatte Wegener sich zitieren lassen. Ob jemand Mitglied der Geschäftsleitung gewesen sei oder Abwart, sei komplett egal. Dabei war es ihm allerdings trotzdem gelungen, seine akademische Bildung durchblicken zu lassen.

Vollkommen verschwiegen hatte Wegener dagegen die Wahrheit darüber, wie die WG-Idee überhaupt entstanden und wie Jecker dazugekommen war. Wegener behauptete in dem Artikel, es sei ein «sorgfältig erwogenes soziales Experiment, das eine Alternative zur Trostlosigkeit und Einsamkeit im Alter» sein wolle. Das war höchstens die halbe Wahrheit. Denn Minder wusste aus erster Hand, was eigentlich dahintersteckte – eine temperamentvolle Frau mit einer roten Mähne. Wegener hoffte nämlich, Gudrun, seine langjährige Geliebte und Witwe seines Bruders, mit dieser WG von Berlin nach Laupen zu locken. Denn Gudrun hatte deutlich gemacht, dass eine konventionelle Zweierbeziehung für sie auf keinen Fall in Frage komme. Sie brauche eine anregende Umgebung voller Leben und interessanter Menschen. Wegener hatte also mit dieser WG im Grunde wie ein Laubenvogelmännchen eine ansprechende Laube für sein Weibchen gebaut. Auch Paul Jecker war nicht aus Überzeugung Teilnehmer an diesem «Sozialexperiment». Die pure Not hatte ihn in Wegeners-WG getrieben. Ihm gehörte eines der historischen Häuser im Stedli, der Laupener Altstadt. In diesem Haus hatte er auch gewohnt, bis ein Brand im Oktober seine Wohnung unbewohnbar gemacht hatte. Paul Jecker war von einem Tag auf den anderen obdachlos. Wegener, der allein in der grossen Villa am Rudolf von Erlach-Weg nach einem Mittel sann, wie er Gudrun zu sich locken könnte, nahm den armen Kerl spontan bei sich auf. Dann waren noch drei Frauen und jetzt also auch er, Minder, dazugekommen. Gudrun war bisher jedoch nicht aufgetaucht. Den Begriff

Wegeners «Harem» hatte Minder das erste Mal von Kari gehört, der wie immer gut im Bild war, was den Laupener Klatsch anging. Eines Abends, sie hatten gemütlich vor Karis Schwedenofen sitzend gerade den dritten oder vierten Selbstgebrannten gekippt, hatte Kari auf einmal von Wegeners «Harem» angefangen. Wegener, sofern er davon wusste, war diese Bezeichnung vermutlich völlig egal. Er war ein selbstsicherer Typ, der im Unterschied zu Minder kein Problem damit hatte, aufzufallen und durchgehechelt zu werden. Im Gegenteil: Minder hegte den Verdacht, dass Wegener diese besondere Form der öffentlichen Aufmerksamkeit sogar gefiel.

Kari auf der anderen Seite gehörte zu jenen, die die Gerüchteküche über Paradiesvögel, wie Wegener einer war, am Brodeln hielten. Ein «Harem» war ein Leckerbissen, dem Kari auf keinen Fall widerstehen konnte. Deshalb kam er beim Tratschen über Wegeners «Harem» richtig in Fahrt. Aber wie es mit Gerüchten halt so ist – als er nach zwei weiteren Gläsern Schnaps und vielen Worten endlich zum Schluss kam, hatte Minder ausser dem Umstand, dass eine der Frauen mit einem «schrottreifen Hippie-Bus» gekommen war, nicht allzu viele Fakten, dafür umso zweifelhaftere Vermutungen gehört, die kein schmeichelhaftes Bild von Wegeners WG ergaben. Mit vom Schnaps und vor Begeisterung gerötetem Gesicht und glänzenden Äuglein hatte Kari Sodom und Gomorra heraufbeschworen, anzüglich von Männlein und Weiblein, Hasch-(oder wie das Zeug, das sie heute nehmen, heisst)-Orgien sowie weiteren, ausser mit einem zweideutigen Augenzwinkern und Augenbrauenheben nicht näher beschriebenen Ausschweifungen geredet. Minder hatte den Eindruck, dass Kari rein gar nichts wusste und nur des Schnapses wegen jetzt einfach nachplapperte, was halb im Ernst, halb im Spass so allgemein in den üblichen Kreisen herumgeboten wurde.

Minder konnte jetzt kaum glauben, dass das erst vor wenigen Wochen gewesen war. Noch weniger fassen konnte er, jetzt als weiteres WG-Mitglied Wegener durch das Haus zu folgen. An der offenen Küchentür blieb Wegener kurz stehen und deutete auf eine untersetzte Frau. Ihre blonde, helmartige Frisur erinnerte an Doris Day in den Filmen aus den Fünfzigern. Über einem dunkelblauen, knielangen Rock mit gelben Blümchen trug sie eine weisse Kochschürze mit Rüscheinfassung. Sie stand an der Kochinsel und hantierte mit einer dampfenden Pfanne. Neben dem Herd auf der grosszügigen Kirschholzarbeitsfläche war ein aufgeklappter Laptop so platziert, dass Blickkontakt zwischen Frau und Gerät herrschte.

«Die Mitbewohner lernst du ja gleich kennen, Minder. Ich will Gisela jetzt nicht stören. Vielleicht nimmt sie gerade ein Video für ihre Kochsendung auf», sagte Wegener und zeigte auf den Laptop. Minder registrierte mit Verwunderung, dass Wegener flüsterte. Bis auf die Kochgeräusche war es

überhaupt sehr still im Haus. Deshalb blieb ihm fast das Herz stehen, als auf einmal ein kleiner Hund wild bellend um die Ecke auf sie zugeschossen kam. Es war ein Jack Russel-Terrier. Knapp vor ihnen blieb er stehen, spitzte seine Kippohren, von denen eines weiss und das andere braun war, und sondierte mit lebhaften, dunklen Augen die Lage.

«Hohoho!», lachte Wegener. «Darf ich vorstellen? Pirat, äh, nein, ich meine natürlich, Filou.» Herr Minder erkannte auf einen Blick, woher Wegeners Verwirrung herrührte. Mit einem fast runden, schwarzen Fleck um das rechte Auge erinnerte das Hündchen auch ihn an einen Piraten. Filou trippelte in einem Bogen um sie herum und pirschte sich schnüffelnd von hinten an Prinz heran.

«Keine Angst, Prinz. Der Zwerg ist nur ein vorübergehender Gast», beruhigte Wegener Minders behäbigen Appenzeller, der anscheinend nicht recht wusste, wie er dem quirligen Kerlchen begegnen sollte. Wenn Prinz sich umgedreht hatte, war Filou schon wieder weg und kam von einer anderen Seite, um den Neuen zu beschnüffeln. Schliesslich blickte Prinz fragend zu seinem Herrchen auf, das aber auch keinen Rat wusste.

«Lili hütet ihn ein paar Tage für ihren Sohn», erklärte Wegener und bückte sich, um den Terrier hochzuheben. Doch dieser brachte sich mit einem flinken Hüpfen ausser Reichweite und trabte in den Salon zurück.

Wegener nickte in die Richtung, wo der Hund verschwunden war, und aus der dezent Musik im James-Last-Stil zu hören war. Lili sitze sicher bereits im Salon vor einem knisternden Kaminfeuerchen, lese in einer Illustrierten und nippe an einem Glas Weisswein, sagte er.

Minder und sein Hund folgten Wegener in einen Korridor, von dem fünf Türen abgingen. Wegener öffnete eine. «So, das ist dein Reich, Minder.» Das schmale Zimmer enthielt alles, was es brauchte – ein Bett, das man bei Nichtgebrauch hochklappen konnte, einen kleinen Schreibtisch mit einem Drehstuhl und einen Schrank, der mit Schlangen-Postern vollgeklebt war. Die Vorhänge mit Batman-Print, die zur Bettwäsche passten, verrieten definitiv, dass es sich hier um eines der Kinderzimmer handelte.

«Es ist ja nur zum Schlafen», verteidigte Wegener die Einrichtung. «Das wahre Leben findet ausserhalb dieses Zimmerchens statt.» Er boxte Minder spielerisch gegen die Brust und meinte aufmunternd: «Nicht einigeln, Minder, nicht verkriechen! Unter die Leute gehen. Den WG-Spirit in sich aufsaugen.»

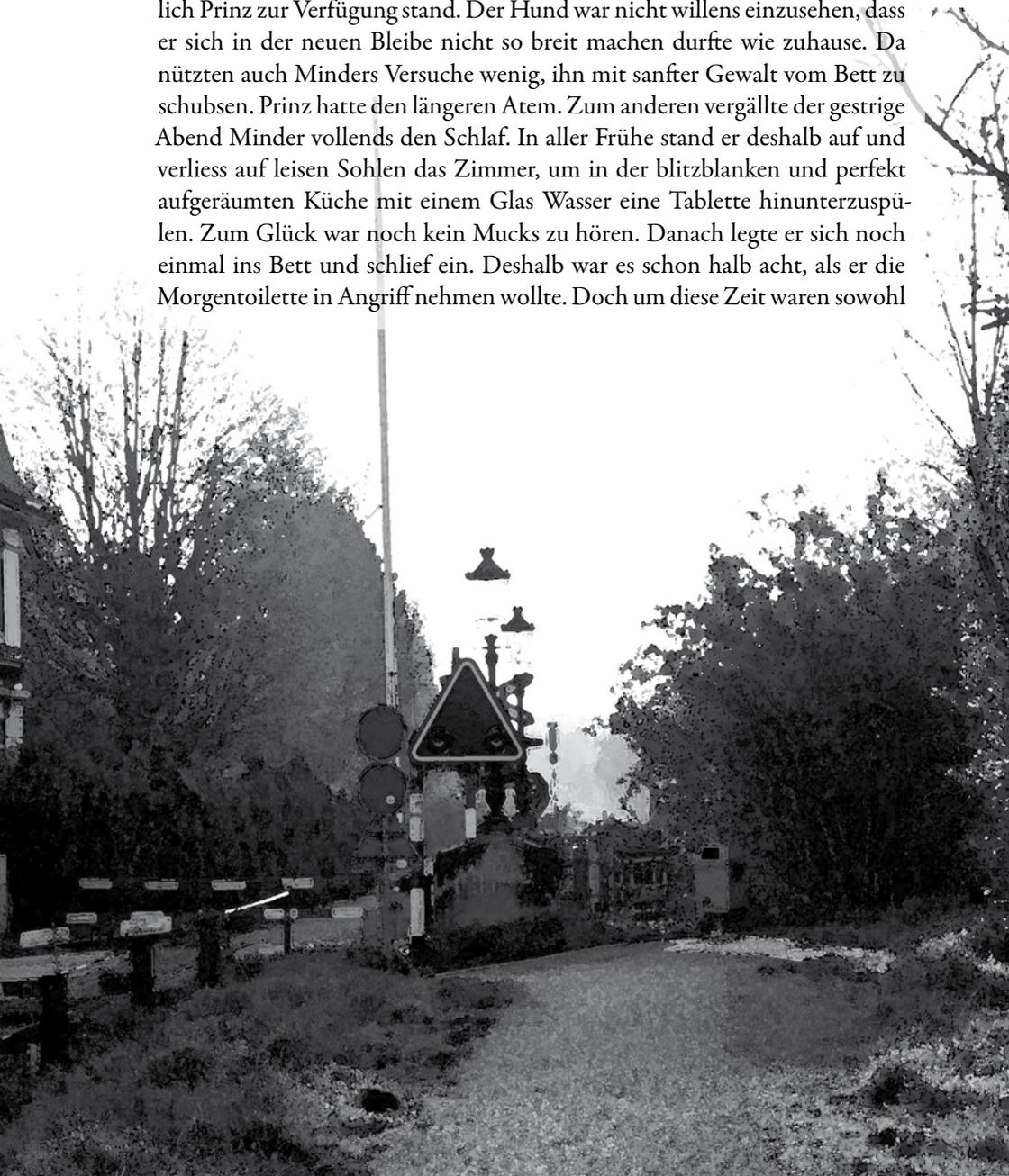
Dann erklärte er, dass die Männer im Erdgeschoss und die Frauen im Obergeschoss untergebracht waren. Das Badezimmer musste man sich teilen – zumindest die Männer. Den drei Frauen standen im oberen Stock zwei Badezimmer zur Verfügung. Minder störte diese Geschlechterseparierung

ganz und gar nicht. Sie kam ihm höchstens antiquiert vor. Bestimmt wäre diese Regelung nicht in Gudruns Sinn. Er hatte sie als recht unkonventionell in Erinnerung. Er, Minder, war den gemeinschaftlichen Garderobenbereich im Weyermannshaus-Hallenbad gewohnt. Für ihn war es inzwischen nichts Besonderes mehr, dort fremden, nur mit BH und Slip bekleideten Frauen zu begegnen.

«So, dann pack mal aus und richte dich häuslich ein. In –», Wegener konsultierte seine Uhr und fuhr dann fort, «– dreiundzwanzig Minuten gibt's im Salon einen Apéro.» Wegener verschwand, tauchte aber eine Sekunde später erneut in der Türöffnung auf. «Und sei bitte pünktlich, Minder», mahnte er. Herr Minder wunderte sich sehr über diese Ermahnung seines Freundes, der in seiner lockeren Art bis anhin behauptet hatte, Pünktlichkeit sei die Tugend der Könige und da er kein solcher sei, müsse er dieser Tugend auch nicht über die Massen frönen. Als Wegener gegangen war, schloss Minder leise die Tür und stellte dabei befremdet fest, dass kein Schlüssel im Schlüsselloch steckte. Bevor er seine wenigen Habseligkeiten verstaute und Prinz' Decke bereitlegte, setzte er sich erschöpft auf das Bett und dachte, dass er sich hier weder häuslich einrichten noch länger als nötig bleiben wollte. Im Altersheim wäre ihm wenigstens die Batman-Bettwäsche erspart geblieben ...

Montag, 1. April

Der erste Tag in der Senioren-WG fing für Minder nicht gut an. Erstens erwachte er nach einer fast schlaflosen Nacht mit Rückenschmerzen. Das rührte zum einen davon her, dass er sich das schmale Bett mit Prinz teilen musste. Daheim hatten sie ein Doppelbett, wobei Ernas Seite vollumfänglich Prinz zur Verfügung stand. Der Hund war nicht willens einzusehen, dass er sich in der neuen Bleibe nicht so breit machen durfte wie zuhause. Da nützten auch Minders Versuche wenig, ihn mit sanfter Gewalt vom Bett zu schubsen. Prinz hatte den längeren Atem. Zum anderen vergällte der gestrige Abend Minder vollends den Schlaf. In aller Frühe stand er deshalb auf und verliess auf leisen Sohlen das Zimmer, um in der blitzblanken und perfekt aufgeräumten Küche mit einem Glas Wasser eine Tablette hinunterzuspülen. Zum Glück war noch kein Mucks zu hören. Danach legte er sich noch einmal ins Bett und schlief ein. Deshalb war es schon halb acht, als er die Morgentoilette in Angriff nehmen wollte. Doch um diese Zeit waren sowohl



das Männer-Badezimmer als auch das Gäste-WC ständig besetzt. Angesichts seiner vollen Blase erwog er einen Augenblick den Garten als Ausweg, was er beim Gedanken an den gestrigen Abend aber sofort als vollkommen abwegig verwarf. Er wollte sich gar nicht vorstellen, gegen wie viele WG-Regeln er damit verstossen hätte ...

Begonnen hatte das höchst unwillkommene gestrige Willkommensessen mit dem Apéro im Salon. Die drei «Haremsdamen» waren bereits vor dem Kamin versammelt, als Herr Minder und Prinz dazukamen. Das Gespräch verstummte sofort. Margot, die magere Kurzhaarige, grinste süffisant. Die beiden anderen schauten abschätzend. Minder lächelte schüchtern in die Runde und nickte zum Gruss. Zum Glück erschien in diesem Moment Wegener mit einer Flasche Champagner und Gläsern.

Nun fehlte nur noch Paul Jecker, der ja wegen seiner ausgebrannten Wohnung hier gelandet war. Als Wegener sich fragend nach ihm umschaute, schienen sich auf einmal auch die Frauen über seine Abwesenheit zu wundern. Normalerweise lasse Jecker eine warme und noch dazu kostenlose Mahlzeit nicht aus, sagte Gisela, die Mollige im Blümchenkleid, die vorher in der Küche gestanden hatte. Die einzige, von der Minder den Namen noch nicht kannte, wollte am Nachmittag beobachtet haben, wie Jecker das Haus verlassen hatte. Man tat eine Weile so, als machte man sich Sorgen um ihn. Margot blickte auf ihre klobige Armbanduhr, die Namenlose auf ihr Handy und Gisela zur Tür, wie in Erwartung, Jecker dort auftauchen zu sehen. Schliesslich meinte Letztere bedauernd, man fange am besten ohne Paul an, sonst sei das Essen im Eimer. Margot wollte noch warten. Es könnte doch etwas passiert sein. Nachdem man per Abstimmung – an der Minder aus Unsicherheit darüber, ob er überhaupt stimmberechtigt war, nicht teilnahm – beschlossen hatte, nicht länger auf Paul zu warten, räusperte Wegener sich und hiess seinen «lieben Freund» und «alten Kumpel» Minder «offiziell» willkommen. Alle starrten Prinz und Minder an. Gisela rümpfte unverhohlen die Nase über den Hund. Sie wandte sich denn auch als Erste persönlich an Minder, und zwar mit der Information, dass Haustiere in der WG nichts verloren hätten. Das sei in der Hausordnung so festgelegt. Da Elmar – hier warf sie Wegener einen bösen Blick zu – nun bereits für einen zweiten Hund eine Ausnahme mache, könne doch wenigstens erwartet werden, dass die Tiere in den Zimmern der Besitzer blieben. Sie versuchte bemüht, trotz ihres Ärgers zu lächeln. Auf die Grimasse, mit der sie ihm die Zähne zeigte, hätte Minder gerne verzichtet. Obwohl Minder nie an einem Provinz-Oktoberfest gewesen war, konnte er sich Gisela gut als Bedienung in einem Bierzelt vorstellen, wo es hoch zu und her ging. Ihr hätte er locker zugetraut, grap-

schenden Trunkenbolden zu zeigen, wo Bartli den Most holte. Mit ihr sollte man sich besser nicht anlegen. Darüber konnten weder das Blümchenmuster auf ihrem Kleid noch die weisse Kochschürze mit den Rüschen hinwegtäuschen. Sie erinnerte Minder ein wenig an Helga, Karis jüngste Tochter, die ihren Mann kurzerhand rausgeworfen hatte, wobei Helga nicht so sorgfältig auf ihr Äusseres achtete wie diese Gisela mit ihrer blonden, in Form frisierten Dauerwelle, dem selbstbewusst aufgetragenen Make-up und einer für die Jahreszeit unnatürlichen Bräune. Ihr Alter war schwer zu schätzen. Die molige Figur und die ältliche Kleidung machten sie wohl älter als sie war. Das ziemliche Gegenteil von Gisela war Margot. Figürlich nicht über das zwölfte Lebensjahr hinausgekommen verfügte sie über keine nennenswerte Oberweite oder Hüfte. Ebenso sparsam wie ihr Körper war ihr Gesicht. Fleischlos, ohne Farbe, kleiner Mund mit wenig Lippen, graue Augen und unscheinbare Augenbrauen. Sie trug eine 08/15-Brille mit Metallgestell. Die braunen Haare waren ohne Pfiff streichholzkurz geschnitten. Die Kleider stammten vermutlich aus der Kinderabteilung eines Warenhauses – Sweatshirt mit einer unleserlichen roten Aufschrift in Englisch und etwas zu grosse Bluejeans. Die dritte «Haremsdame» hiess Lili und war zweifelsohne die attraktivste der dreien, wengleich auch ihre beste Zeit schon einige Jahre zurücklag. Sie war von jenem kargen, nordischen Typ, der wie eine Dünenlandschaft nicht alt wurde, sondern sich mit der Zeit nur veränderte. Sie war schlank und fast gleich gross wie Minder. Die schulterlangen, von weissen Strähnen durchzogenen dunkelblonden Haare waren aus dem Gesicht gekämmt und wurden im Nacken von einer auserlesen einfachen Silberspange zusammenhalten. Wie ihre Frisur war auch ihre Kleidung gradlinig und ohne Schnickschnack. Zu einer eierschalenfarbenen Bluse, über der eine grobgliedrige Silberkette mit Lesebrille baumelte, trug sie schwarze Marlene-Dietrich-Hosen und Sandalen mit einem eleganten Absatz. Im Unterschied zu Gisela und Margot, die sich nur als «Gisela» und «Margot» vorgestellt hatten, nannte Lili ihren vollen Namen: «Liliane Schuster.» Freunde dürften sie aber gerne Lili nennen, sagte sie mit einem charmanten Lächeln, das an ein breiteres Publikum als nur an Minder gerichtet schien. Darauf warnte Gisela sofort, sie solle gescheiter mit solchen Vorzugsbehandlungen warten, bis Minder die Probezeit überstanden habe. Minder lachte als Einziger über ihre Bemerkung, die doch wohl nur ein Scherz gewesen sein konnte. Wegener räusperte sich verlegen und meinte, auf Details brauche man jetzt noch nicht einzugehen. Vielmehr sollten sie alle die Gläser heben und auf Minders Einzug in ihre WG anstossen. Das darauffolgende gegenseitige Zuprosten geschah aus Distanz und fiel durch kühle Zurückhaltung der Damen auf. Dafür bemühte Wegener sich umso offensiver um gute Stimmung, indem er reihum

mit jedem und jeder leutselig auf gute Gesundheit und diverses anderes ansties, dessen Bedeutung sich jedoch – falls überhaupt – nur den Gemeinten erschloss. Danach forderte er die Damen auf, Minder doch zu erzählen, wie sie zur WG gekommen waren. Er blickte in die Runde. Gisela und Margot betrachteten ihr Glas, Lili ihre lackierten Fingernägel.

«Erzählt doch mal, Mädels», forderte er sie auf. Die drei Frauen schauten sich gegenseitig an, als wollten sie allein durch Blickkontakt eine dazu verdonnern, den Anfang zu machen. Es traf Gisela. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und erzählte, dass sie sich nach «*Diesem Kerl, dieser Ehe und dieser Scheidung neu erfinden*» musste. So erregt wie sie sprach, konnte das alles noch nicht lange zurückliegen. Während ihrer Rede tuschelten die beiden anderen Damen ungeniert. Herr Minder verstand nicht alles, aber sie machten sich über das Neuerfinden lustig. «Soll bloss aufpassen, dass sie vor lauter neu erfinden am Ende nicht ganz vergisst, wer sie eigentlich ist», sagte die eine verhalten kichernd. Worauf die andere flüsterte: «Du musst es ja wissen.» Dem folgte weiteres Getuschel, von dem Minder nicht mehr verstand, als: «Man sollte nie übertreiben.» Unterdessen war Gisela beim Kern angelangt. Der Grund für ihren Einzug in der WG war Wegeners gut ausgerüstete, repräsentable Küche, die kaum benützt wurde. Denn im Rahmen ihrer Neuerfindung wollte sie endlich den Traum von der eigenen Kochsendung im Internet realisieren. Vegetarisch und vegan seien im Moment absolute Renner. Sie habe tausend Ideen, aber um diese umzusetzen, habe sie eine ästhetisch ansprechende Kochgelegenheit gebraucht. Und als solche konnte man den alten Gasherd des VW-Busses, in dem sie seit ihrer Scheidung mehrheitlich wohne, beim besten Willen nicht bezeichnen. Minder staunte. Nie im Leben wäre er auf die Idee gekommen, der rostige VW-Bus könnte Gisela gehören.

Dann war Margot an der Reihe. Auch sie befand sich in einer Lebenskrise, weil ihre einzige Schwester, mit der sie zusammenlebte und zu der sie eine extrem enge Beziehung habe, schwer krank sei. Margot hielt es deshalb im Moment in ihrer Wohnung in Bümpliz nicht mehr aus. Als Margot andeutete, dass ihre Schwester sterben könnte, machten alle betretene Gesichter, nur Wegener – entschlossen gute Laune zu verbreiten – rief munter: «Kopf hoch, wer wird denn gleich mit dem Schlimmsten rechnen!» Das vermochte die Stimmung aber auch nicht zu heben.

Lili hatte offensichtlich mit Bedacht bis zuletzt gewartet. Die Schilderungen ihrer Vorrednerinnen hatte sie mit dem gleichen überlegenen Lächeln verfolgt, mit dem sie nun wartete, bis alle Augen auf sie gerichtet waren. Es lag ihr viel daran, sich gegen Gisela und Margot abzugrenzen, indem sie einleitend betonte, sie sei weder der Küche wegen hier noch aus Einsamkeit oder

Verzweiflung. Vielmehr recherchiere und schreibe sie über moderne Wohnformen für Senioren und wolle sozusagen aus erster Hand berichten. Hier schaltete Wegener sich ein und erklärte, Lili habe ja auch den Artikel über die WG im Sensetaler verfasst, für den sie gelegentlich als freie Mitarbeiterin schreibe. Lili lächelte nachsichtig und präzierte, sie nehme grundsätzlich nur Aufträge an, die sie echt interessierten. Dann rühmte sie Wegeners Mut, ein ambitioniertes Projekt wie eine Senioren-WG zu initiieren, und erging sich in langfädiger Kritik über die heute bestehenden Wohnangebote für Senioren, wobei sie vieles nur andeutete und Minder bis am Schluss nicht wusste, ob sie nun an einem Forschungsbericht, einem Ratgeber oder einem weiteren Zeitungsartikel arbeitete. Als Minder sich aus reiner Höflichkeit danach erkundigte, wann und wo die Ergebnisse ihrer Tätigkeit denn publiziert würden, warf Lili ihm einen kühlen Blick zu. Genau diese engstirnige Geisteshaltung, die sich nur an Äusserlichkeiten orientiere, verhindere echte Kreativität, tadelte sie ihn. Sie lasse sich nicht mehr von Auftraggebern und Terminen gängeln. Das könnten sie sich ein für alle Mal hinter die Ohren schreiben. Mit einem resignierten Seufzer, der unmissverständlich belegen sollte, dass sie wusste, wovon sie sprach, sagte sie, dieses Kapitel – unmögliche Abgabetermine, harzige Besprechungen mit Verlegern und Redaktoren etc. – habe sie hinter sich. «Tempi passati, Gott sei Dank!» Das klang endgültig genug, um weitere Erkundigungen im Keim zu ersticken und Gisela Gelegenheit zu geben, die kleine Schar händeklatschend ins Esszimmer zu scheuchen.

Das Willkommensessen – eine durchaus leckere Kostprobe aus Giselas veganer Küche – stellte sich als Einführung in das Regelwerk der WG heraus. Schon bei der Karotten-Curry-Suppe mit Ingwerklösschen kam die Rede darauf. «Ohne geht es einfach nicht», sagte Gisela. Und tatsächlich lautete eine der ersten Bestimmungen, neue Kandidatinnen und Kandidaten hätten eine zweiwöchige Probezeit zu bestehen.

«Probezeit ist ein starkes Wort», relativierte Wegener sofort eifrig und wandte sich lächelnd an Minder. «Es geht nur ums gegenseitige Beschnupern. Einander kennenlernen, herausfinden, ob du das überhaupt willst, Minder, in der WG leben, meine ich. Im Grunde also kein Ding.»

Worauf Gisela meinte, sie habe gar nichts gegen Minder, aber so absolut «kein Ding» sei die Probezeit nun auch wieder nicht. Immerhin stehe in den Regeln, dass nur aufgenommen werde, wer einstimmig in die WG gewählt werde. Sie hoffe doch sehr, dass man wenigstens diese Bestimmung nicht für Wegeners Freunde so mir-nichts-dir-nichts ausser Kraft setze. Beim Hauptgang, bestehend aus Kichererbsen-Tofu-Plätzchen, Zaziki und Rancencarpaccio an einem Honig-Estragon-Dressing, wusste Minder darüber

Bescheid, dass weder im Haus noch im Garten geraucht werden durfte, dass der Kühlschrank, in dem jedem ein Plätzchen zugeteilt war, sauber zu halten war, dass es eine klare Aufgabenteilung gab und jeder im Turnus eine oder mehrere Aufgaben im Dienste der WG übernehmen musste. Dazu gehörten unter anderem das Rausstellen des Mülls am Freitagmorgen, das genau reglementierte Lüften der gemeinschaftlich genutzten Räume, das Ausräumen der Abwaschmaschine (Einräumen mussten alle selber), das Nachfüllen von Klopapier in allen Toiletten, das Führen des Kassenbuchs für die gemeinschaftlichen Ausgaben oder das Zubereiten des jeden Donnerstag stattfindenden WG-Gemeinschaftssessens. Minder bekam in der ersten Woche – als Neuling – den Haushaltmüll und das Klopapier. «Nichts Schwieriges für den Anfang», meinte Gisela, die nicht nur die Gastgeberin spielte, sondern auch zu allem etwas zu sagen hatte. Sie war es auch, die die Hausordnung mit der Schärfe einer frisch gehackten Zwiebel vorstellte. Die beiden anderen Damen ergänzten Giselas humorlose Ausführungen hie und da mit Beispielen, die aber so abstrus waren, dass niemand sie ernst nahm, nicht einmal der eingeschüchterte Minder. Gisela geriet dadurch kein einziges Mal aus dem Konzept. Wegener mischte sich nicht ein, sondern suchte bloss immer wieder verlegen Minders Blick, um ihm aufmunternd zuzulächeln.

Zum Dessert (veganes Vanilleeis mit heissen Beeren) folgten die Benimmregeln, die unter anderem die maximal zulässige Lautstärke von Fernseher und allen übrigen Geräten im so genannten «Medienraum» umschrieben, Übernachtungsgäste und Haustiere verboten sowie generell ein «respektvolles Miteinander» forderten. Die Männer durften die Frauen-Etage nur in Ausnahmefällen betreten. Wegener war es zwar erlaubt, sein Arbeitszimmer im oberen Stock zu benützen, aber darüber hinaus hatte auch er laut Hausordnung dort oben nichts verloren. Man wolle «als Frau» schliesslich auch mal nur knapp bekleidet zum Badezimmer, ohne von einem Kerl taxiert zu werden.

Daran dachte Minder nun, als er am Morgen auf seinem Bett sitzend auf eine freie Nasszelle in der Männerzone wartete. Auf einmal hörte er die WC-Spülung und machte sich zum x-ten Mal auf den Weg zum Gäste-WC, wo das Rauschen herkam. Die Türe ging auf und Paul Jecker, der dritte Mann in der WG, kam heraus. In der Hand hielt er eine zerlesene Zeitung. Das Badezimmer war immer noch besetzt, obwohl man Wegener in der Küche trällern hörte, und dieses Badezimmer gemäss Hausordnung den Männern zugeteilt war ... So viel zu den Regeln in dieser WG, dachte Minder.

Jecker kannte er nur vom Sehen und gelegentlichem, unpersönlichem Grüssen. Der 81-jährige Paul Jecker war ein aufgeschossener, dünner, harm-

los wirkender Mann mit einem langen, ehrlichen Gesicht, in dem alles sichtbar der Schwerkraft folgte. Eine kreisrunde Hornbrille gab ihm den stauenden Ausdruck eines Käuzchens. Seinen Kopf bedeckte seidiger, grauer Flaum, der Minder an ein Vogeljunges erinnerte. Für einen WG-Bewohner kam er Minder überkorrekt, ja, sogar steif gekleidet vor – mit weissem Hemd, Weste in Glencheck-Musterung und dunkelroter Fliege um den dünnen Hals, der mit seiner durchsichtigen, knittrigen Haut ebenfalls an ein junges, noch federloses Vögelchen denken liess. Da Jecker das Willkommensessen am Vortag versäumt hatte, waren Minder und er sich noch nicht offiziell vorgestellt worden. Nun standen ein noch zerzauster und ungewaschener Minder, der ganz besonders am Morgen nicht auf zwischenmenschlichen Kontakt erpicht war, und ein gut gelaunter Paul Jecker sich unvermittelt im Korridor gegenüber; beide zuerst sprachlos, um einen passenden Einstieg verlegen, dann gleichzeitig losredend und schliesslich darüber lachend, wobei Jecker einen Eckzahn aus Gold entblöste. Minder war dieser Mann auf Anhieb sympathisch, obwohl er nichts Netteres tat, als überrascht zu lächeln und mit seiner hohen, heiseren Stimme zu sagen: «Aha, der Ernst! Ich darf doch Ernst sagen, wo wir beide ja sozusagen vorübergehend Heimatlose sind und uns das Schicksal wie Treibgut an dieses Gestade gespült hat.» Minder nickte. Jecker sagte, ohne allerdings Minder die Hand zu reichen, er sei der Paul und brauche jetzt ganz, ganz dringend seinen Grüntee. Ohne Grüntee wäre er schon lange tot. Er schlug sich mit der zusammengerollten Zeitung gegen die Brust, als wolle er demonstrieren, dass bei ihm – dem Grüntee sei Dank – noch alles so gut wie neu war. Dann zottelte er mit wippendem Kopfflaum Richtung Küche.

Minder wusch und rasierte sich in der Enge des schummerig beleuchteten Gäste-WCs und dachte noch über die Begegnung mit Jecker nach. Jecker war schon immer ein besonderer – manche würden sagen, sonderbarer – Kerl gewesen. Im Sommer trug er seit Jahrzehnten einen hellen, etwas zu weiten dreiteiligen Leinenanzug und dazu einen Panamahut in der gleichen Farbe; in der kalten Jahreszeit das gleiche in dunklem Tweed, plus einer dazu passenden Jacke. Den Spazierstock schwingend oder auf seinem alten Militärvelo über das Kopfsteinpflaster durchs Stedtli holpernd hatte er schon immer einen extravaganten, dandyhaften Stil gepflegt. In jüngeren Jahren war er ein recht ansehnlicher Mann gewesen. Deshalb war auch viel darüber gerätselt worden, weshalb nie eine Frau für längere Zeit an Pauls Seite aufgetaucht war. Einige munkelten, er sei schwul. Andere schoben seiner Mutter, die inzwischen längst tot war, die Schuld in die Schuhe. Sie hätte den Sohn zu sehr verwöhnt, hiess es. Jede vernünftige Frau nehme vor diesem Lümmel Reissaus. Gelernt hatte Paul das Schneiderhandwerk, obwohl er lieber Haute